Oesterreichische medicinische Wochenschrift.

(*Ergänzungsblatt der medicin. Jahrbücher des k. k. österr. Staates.*)

Herausgeber: Reg. Rath Dr. Wilh. Edl. v. Well. — Hauptredacteur: Prof. Dr. A. Edl. v. Rosas.

No. 39. **Wien, den 25. September.** **1847.**

1.

Original-Mittheilungen.

Ueber die Castration der Hengste und eine neue Methode derselben.

Von Gustav Swoboda, Dr. der Medicin, Prof. der Thierheilkunde an der Universität zu Innsbruck.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass es Castrationsmethoden genug gibt, die eine nicht geringe Sicherheit, ja sogar die Gewissheit des Gelingens gewähren; aber es ist auch unläugbar, dass keine so vollkommen zufriedenstellend erscheint, wie es mitunter Thierarzt und Eigenthümer wünschen. Dass das Gesagte seine volle Richtigkeit habe, bestätiget die tägliche Erfahrung, weil es noch immer Thierärzte gibt, die bessere und vollkommenere Methoden als die bisherigen suchen und empfehlen. Indem ich gleichfalls zu diesem Zwecke ein neues Verfahren mitzutheilen gedenke, will ich in Kürze vorher die bis jetzt am meisten üblichen Methoden critisch durchgehen.

Die Castration mittelst Kluppen wird als eine der sichersten rücksichtlich des Erfolges, in Bezug auf Anwendung aber als die wenigst umständliche gepriesen, und sie hat auch in der That scheinbar das Meiste für sich. Fassen wir diese Methode jedoch etwas genauer in's Auge und untersuchen wir dieselbe nach allen Seiten hin, so werden sich bald folgende, durchaus nicht zu bezweifelnde Einzelnheiten ergeben.

Jederman weiss es, dass von der umsichtigen Zubereitung der Kluppen, einem scheinbar geringfügigen Umstande, Wesentliches abhängt, dass von der Art und Weise der Anlagerung der Klemme nicht nur der glückliche Erfolg der Operation abhängt, sondern auch zu manchem Nachtheil der Keim gelegt wird. Ich erinnere hier nur an das oftmal erfolgende, durch keine Nebenhülfe zu beseitigende straffe Anziehen der Hoden, und die dadurch bedingte nicht selten zu niedrige Anlegung der Kluppen, so dass selbe nicht selten auffallend schief stehen oder gewaltig schlottern. Bedenken wir ferner, dass bei der gehörigen Fixirung der Kluppen die höchste Aufmerksamkeit der Gehülfen nothwendig ist, dass öfter von dem, von der Rhaphe etwas entfernter geführten Scrotalschnitte garstige Geschwürsprocesse entstehen, übergehen wir ausserdem anderweitige Nebenumstände, die Einfluss auf den Erfolg der Castration üben, so werden wir eine Haupt - Schattenseite dieser Methode noch darin finden, dass wir nach 24 — 36 Stunden zu einer wiederholten und im gleichen Grade wichtigen und bedeutungsvollen Operation, nämlich zur Abnahme der Kluppen schreiten müssen. Alle Mühe und Aufmerksamkeit somit, die wir bereits verwendet haben, müssen wir jetzt mit der gleichen Anstrengung aufbringen, um nicht etwa durch die leider nur zu

oft eintretende Samenstrangfistel alles auf's Spiel zu setzen. Mit aller Sorgfalt heisst es daher das abgestorbene Stück Samenstrang vom lebendigen trennen, vollkommen die Adhäsionen zwischen Scheidenhaut und Dartos lösen und so hoch als möglich den zurückbleibenden Rest gegen den Bauchring hinaufschieben. Wenn auch alles dieses mit der grössten Präcision ausgeführt wurde, so fing der Wallach nach einiger Zeit dennoch an kreuzlahm zu gehen, erkrankte wahrscheinlich in Folge geringer Adhäsionen, so dass enorme Aufmerksamkeit dazu gehörte, um ihn wieder in guten Zustand zu versetzen. Kaum aber ist das Pferd wieder munter wie ehedem, so entwickelt sich heimlich eine nicht unbeträchtliche Verbildung des Samenstranges und nun hat der Operateur die Aussicht zum dritten Male zu operiren, mitunter mit der Befürchtung des Nichtgelingens.

Die Castration durch Abbrennen mittelst des Glüheisens wäre der Einfachheit wegen zu beachten, besitzt jedoch wegen zu grosser Unsicherheit rücksichtlich nachhaltiger, mitunter freilich zu arg gefürchteter Blutungen und oftmalig eintretender Entzündung nebst ihren Folgen wenig Vertrauen.

Die Castration durch Abdrehen des Samenstranges wäre ihrer geringen Umständlichkeit wegen anzuempfehlen, wenn nicht gerade hiebei Zerrung des Samenstranges gegen den Leistenring leicht hervorgebracht, daraus Adhäsionen an den Mastdarm unvermeidlich und dadurch häufig die höchste Gefahr für das Leben des Thieres, wo nicht gar der Tod eintreten würde. Aber auch für alte Hengste eignet sich diese Methode ebenso wenig, als solche, die mit varicösen Entartungen behaftet sind. Besser und beinahe als vorzugsweise ausführbar beweist sich dieses Verfahren in Gestüten, insbesondere frei laufenden, wo sich eine tüchtige Gesundheit, mit normaler Reaction und geringer Verletzbarkeit heranbildet; dann bei jüngeren Thieren, die noch wegen zu geringer Bedeutung des betreffenden Organs in der Regel weniger Vulnerabilität zeigen. Nachhaltige Blutungen sind hier nur nach Statt gefundener zu geringer Torsion der Arterie bemerkbar.

Die Castration durch Unterbindung der Arterie schliesst beinahe alle Vortheile in sich, die man nur von einer Operation zu fordern berechtiget ist. Sie würde daher auch die vor allen zu empfehlende sein, wenn sich nicht manchmal der Unterbindungsfaden abstreifen und zu starke Anschwellung eintreten würde. Was nun den ersten Punct anbelangt, so ist er allerdings misslich genug, in Bezug auf den zweiten darf man jedoch um so weniger Besorgniss hegen, weil wegen zu geringer Verletzung der Nerven die Secretionsthätigkeit in der Art sich fortsetzt, als aus den Gesetzen des organischen Gleichgewichtes und ihrer Anforderung, die entsprechende Blutmasse auf die zurückgebliebenen Organe zn vertheilen, folgt, was bei der Kluppung nie in dem Maasse stattfindet, indem hier die Beleidigung der Nerven, ja des ganzen Samenstranges keine geringe ist.

Das neue Verfahren, welches ich vorzuschlagen wage, besteht in Durchnähung des Samenstranges oder Unterbindung der Arterie in Form der modificirten Achternaht, in der Absicht, um nicht nur die Abstreifung der Ligatur zu verhüten, sondern auch, um allenfalls die stärker entwickelte Scheidenhaut-Arterie gleichzeitig zu unterbinden. Man wirft den Hengst wie gewöhnlich zur Castration. Die Instrumente, welche man hiebei benöthiget, sind ausser dem gewöhnlichen Apparat, ein mittelmässiger dicker, fester, gut gewächster Bindfaden, zwei entsprechende Wundnadeln und allenfalls die Tojl'sche Castrirzange. Die Vertheilung der Assistenz, so wie die Stellung des Operateurs ist jener bei der einfachen Unterbindung gleich. Nachdem nun der Hodensack gespalten, der Samenstrang blossgelegt, breitet der verlässliche Gehülfe denselben mit der linken Hand aus, fixirt mit der rechten in etwas den Hoden und sucht so stattfindende Bewegungen des Thieres durch entsprechende Haltung der Hoden gegen die Bauchdecke mitzumachen. Der Operateur erfasst dann die Nadel mit dem Faden, sticht selbe durch die Mitte des Samenstranges so hoch oben als möglich, führt dann die Nadel um den einen Rand des Samenstranges, geht dann den ersten Einstichspunct oberhalb des schon vorhandenen Hodens durch — eine Vorsicht die durchaus nothwendig ist, soll diese Art der Unterbindung nicht wesentlich an Wirksamkeit verlieren — führt nun den Faden um den entgegengesetzten Rand des Samenstranges herum, zieht die Nadel aus, und knüpft dann die beiden Enden des Fadens zu einem festen Knoten. Die ganze Naht hat somit folgende Form ∞. Ist diess geschehen, so trägt man den Samenstrang so ziemlich knapp ober der Ligatur ab, und wenn dieser Act auf beiden Seiten vollzogen wurde, so entfesselt man das Thier, lässt

es aufstehen und führt es etwas langsam herum, bindet es im Stalle, wie üblich durch 24 Stunden aus und bewacht das Thier wie gewöhnlich. Ist auf diese Art der Hengst castrirt, so lässt sich leicht einsehen, dass keine Besorgniss erregenden Nachwehen eintreten können. Die vielleicht gestellte Einwendung, dass bei dieser Art zu castriren eine Zerrung des Samenstranges leicht möglich, lässt sich nicht gut geltend machen, weil bei nur einiger Aufmerksamkeit dieser Übelstand leicht vermieden werden kann, was bei der Kluppung und beim Abdrehen in bedeutend höherem Grade gefürchtet werden muss, ja mitunter schwer zu verhüten ist. Ein anderer und möglicher Einwurf, dass eine nachfolgende und weitreichende Entzündung des Samenstranges sich ereignen dürfte, ist schwer zu vertheidigen, weil die Verletzung eine rein locale, geringe und an der betreffenden Stelle abtödtende ist. Die Meinung, dass in Folge dieser Methode tetanische Erscheinungen öfter eintreten dürften, gewinnt wenig Wahrscheinlichkeit; erstens: weil selbst bei etwas stärkeren Beleidigungen des Samenstranges, wie ich oftmal die Gelegenheit hatte in Erfahrung zu bringen, dieses Übel seltener erscheint, und zweitens, weil durch diese Art der Theilung der Unterbindung, der Effect sicher ist. Sollte letzterer Umstand auch nicht im vollkommensten Grade Statt finden, so hat mich eine aufmerksame Beobachtung bei einer ziemlichen Anzahl von Castrationen gelehrt, dass, wenn auch nicht immer alles gerade nach der Schnur geht, der Nachtheil nicht immer so enorm ausfällt, als es gerade Mancher behaupten möchte, denn die Natur hat in ihrer weisen Vorsicht einen ziemlichen Spielraum zwischen zu Viel und zu Wenig gelassen.

Zweifellos lässt sich diese Methode auch bei anderen Thieren anwenden; nur in jenen Fällen bedürfen wir dieselbe nicht, wo wir noch einfacher zu Werke gehen können.

Zur Pest- und Quarantaine-Frage.

Von Dr. Carl Sigmund, k. k. Primar-Wundarzte in Wien.

(Fortsetzung.)

II. Der zweite Satz lautet nämlich: „Kleider, Effecten und Waaren pflanzen die Pest nicht durch Berührung fort und bilden keine Infectionsheerde; die Verpesteten allein können Infectionsheerde bilden und auf diese Weise so die Pest durch die Luft fortpflanzen.“ Indem die Pariser Academie hier Kleider, Effecten und Waaren zusammenfasst, hat sie offenbar mehr gesagt, als sich behaupten lässt. Kleider spielen fast in allen Berichten über Ausbruch und Fortpflanzung der Pest einen so entschieden als Mittel bezeichneten Gegenstand, dass dieselben von dem Verdachte so ganz einfach und unbedingt, wie es die Academie thut, nicht freizusprechen sind; bekanntlich hat man auch die neuesten Einschleppungen der Pest in Österreich (Kronstadt 1828) und Russland (Odessa 1837) bloss Kleidern zugeschrieben. Wir kennen recht wohl die Versuche, bei denen Gesunde die Kleider (Hemden, Bettgeräthe) Pestkranker oder Pestverstorbener sofort an den Leib bekamen u. s. w., wir wissen die Einwürfe, welche man aus dem unschädlichen Verkaufe der Kleider, Betten u. s. f. der Pestverstorbenen (Kairo, Alexandrien), der Benützung derselben aus lange verschlossenen Magazinen u. s. f. folgert, aber den letzterwähnten, bisher unbestrittenen Thatsachen gegenüber (S. 23 Heine's Schrift) lässt sich das academische Votum nicht unbedingt durchführen. Unter den Kleidern waren bisherigen Beobachtungen gemäss vornehmlich Pelzstoffe und schafwollene Zeuge, durchgehends gebrauchte, meistens alte Kleidungsstücke (zuweilen Teppiche und Decken) die Gegenstände, welchen man die Fortpflanzung der Pest zuschrieb; niemals aber waren es leinene und baumwollene Stoffe, welche letztere im Oriente doch ungemein häufig gebraucht werden. Effecten, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sind bisher niemals als Pestträger beschuldiget worden: ja die meisten in diese Categorie gehörigen Gegenstände werden, wie ich im Jahre 1829 und 1830 in der Türkei vielfach beobachtet habe, von den ängstlichsten Pestscheuen als nicht pestfangend angesehen. Waaren endlich (wohl immer neue, unbenützte Objecte sind damit bezeichnet) haben die Pest bisher niemals verbreitet; die Seide, die Schafwolle und vor Allem die Baumwolle stehen in dieser Beziehung durchaus schuldlos da, und merkwürdigerweise sind gerade die Schaf- und Baumwolle bei Verdacht oder Herrschaft der Pest einer langen und strengen sogenannten Reinigungsformalität in den Quarantainegesetzen unterworfen, einer sogenannten Reinigung sage ich, denn lächerlich wäre es an eine Reinigung glauben zu wollen, wo hunderte und tausende von grossen

Wollsäcken auf- und nebeneinander gestapelt daliegen, die Säcke selbst aber ihren Inhalt so fest eingestampft enthalten, dass der mit dem Aufschlitzen eines Endes und Hineingreifen in den Sack beauftragte Reinigungsdiener sich die Wolle entgegenquellen sieht, von einem tieferen Eindringen des untersuchenden Armes wohl niemals die Rede sein kann. Wo und wie sollte nun die Luft in die so grossen und so festgestampften Säcke eindringen? Welche Reinigung und welche Sicherheit soll eine solche Manipulation gewähren? — Ich habe mich nicht selten an solchen Manipulationen, buchstäblichen Gesetzeserfüllungen, ergötzt, und mein erster Gedanke war, wie es komme, dass der damit beauftragte „exponirte" Reinigungsdiener Jahr aus Jahr ein seine Säcke so emsig visitirt und dass dennoch bisher nicht ein Einziger in Folge dieser unmittelbaren Berührungen der „pestfangenden" Stoffe pestkrank geworden ist. Kann es einen schlagenderen Beweis geben als diesen dafür, dass die Schaf- und Baumwolle die Pest niemals fortpflanzen? — *). Gleichwohl sind gerade in diesen, in so grossen Massen aus dem Orient von uns bezogenen Waaren die Quarantainegesetze ebenso vexatorisch als illusorisch zum grössten Nachtheile unserer Industrie geblieben.

Von ungebrauchten frischen Effecten und Waaren lässt sich also mit der grössten Zuverlässigkeit behaupten, dass sie die Pest nicht fortpflanzen, wie auch die zu Odessa im Jahre 1838 versammelte Commission selbst mit Beziehung auf die vom Sitze der Pest kommenden ausgesprochen hat. Von gebrauchten alten Kleidern, zumal von thierischen Stoffen und

*) Zu Zeiten, wo kein Pestverdacht besteht, segelt und fährt die Wolle frei hin und her; woher hat man nun die Garantie, dass diese Wolle immer und durchgehends frisch, dass dieselbe nicht von kranken Leuten berührt worden? — Doch nicht aus Ursprungs-Certificaten, deren Glaubwürdigkeit hierüber ja nicht herzustellen ist? — Zahlreiche Inconsequenzen lassen sich in Beziehung auf solche Prohibitiv-Massregeln nachweisen, deren Schlussfolgerung immer die ist, dass für die Gesetzgeber die Massregeln illusorisch, folglich für den Betroffenen vexatorisch, daher ohne Halt sind. — Mit dem Worte Industrie verbinden wir aber nicht gemeinen, auf Gewinn abzielenden Sinn, sondern die Gewerbs- und Erwerbsthätigkeit der Gesellschaft: dieser sind durch solche grundlose Erschwerungen des Verkehrs Fesseln angelegt, die das physische und moralische Wohl derselben verkürzen, fesseln, die z. B. die seefahrenden Nationen weit weniger oder gar nicht fühlen.

Pelzen, ist der Verdacht der Verbreitung bisher nicht gehoben und man soll dergleichen Gegenstände einer passenden Reinigung durch Lüftung, erhöhte Temperatur, Waschen mit Wasser unterziehen; alle übrigen Mittel sind unzureichend und nutzlos oder für die Stoffe selbst verderblich. Widersinnig sind die bunten Compositionen zur Reinigung durch Räucherungen, welche man nur mit angesehen haben muss, um überzeugt zu sein, dass dabei sehr oft nicht einmal recht geräuchert wird, geschweige denn die (mitunter vielleicht nützlichen) höheren Temperaturgrade in Anwendung kommen. Hieher gehört auch die so mühselige, zweideutige, grundlose Räucherung der Briefschaften, mit oder ohne Eröffnung, mit oder ohne Durchbohrung der Papiere. — Den Schluss des Satzes: „die Verpesteten allein können Infectionsheerde bilden, und auf diese Art die Pest durch die Luft fortpflanzen," geben wohl alle Practiker zu, natürlich die strengen Contagionisten nicht in diesem ausschliessenden Sinne. Doch auch diese Ansicht entbehrt noch einer geeigneten wissenschaftlichen Begründung. Dem Vernehmen nach befindet sich neuerdings eine russische Commission in Egypten, um auch diese Ansicht zu prüfen. Wenn es wahr ist, wie die Zeitungen schreiben, der Vicekönig habe der Commission zum Tode Verurtheilte für Versuche zur Verfügung gestellt, so kann es an Experimenten schauder- und grauenhafter Natur nicht fehlen; aber wir zweifeln aus den bei früheren Commissionen gewonnenen Wahrnehmungen, an entschiedenen und entscheidenden Erfolgen eines moralisch fluchwürdigen Unternehmens, wozu sich Ärzte wenigstens nie bequemen sollten. —

Das Gutachten der Academie schliesst mit dem Satze: „die Incubationsperiode der Pest überschreitet nie acht Tage." Vielleicht gibt es über diesen Satz weniger Widersprüche als über die früheren. Es kommen nämlich die meisten Beobachtungen darin überein, dass die hier angenommene Dauer der Incubation wirklich höchst selten überschritten worden sei, und die als solche Überschreitungen herausgehobenen Fälle (so auch bei der Odessaner Pest) lassen wohlbegründete Zweifel zu. Hr. Heine ist übrigens mit dem obigen Satze wenigstens einigermassen einverstanden; denn nachdem er (S. 13 und 14) die das Quarantainesystem in den schwierigsten Staatszeiten aufrechthaltenden Mächte gebührend belobt hat, gedenkt er der guten Absichten, welche man

im Schilde führe. Diese Vertröstung kann unmöglich viel Vertrauen erwecken, hat man einmal die Liebe und das Festhalten des Hrn. Heine am alten Systeme gelesen. So lange es keine Pest und keinen Pestverdacht gibt, ist das System auch ganz gleichgiltig; aber wie oben schon gezeigt wurde, für den Eintritt jener Fälle bedarf es der Fürsorge, und dieses Bedürfniss drängt täglich lebhafter, je inniger der naturgemässe Verkehr der Länder unter sich wird, je mehr Anstalten zu der Beförderung dieses Verkehrs in das Leben gerufen werden, je grösser daher der Nachtheil aus der Unterbrechung oder Belästigung desselben für alle Theile zu werden droht, während andererseits nüchterne Beobachtuug und ruhige Prüfung das dermalige Pestpolizeigesetz zu strenge, viele Bestimmuugen für durchaus grund- und nutzlos erklären müssen. Eine neue Prüfung dieses Gesetzes, von mir zu wiederholten Malen, namentlich aber im Frühjahre 1845 mit Gründen und zahlreichen Belegen am geeigneten Orte nachgesucht, ist eine der dringendsten Aufgaben der Zeit: die Männer, deren Urtheil und Verfügung ich angerufen habe, bürgen mir für den Erfolg. Es ist kaum irgendwo zu bezweifeln, dass der von der Academie auf acht Tage anberaumte Termin der Incubation zu kurz sei, aber um der Furchtsamen willen gebe man immerhin einen oder den anderen Tag hinzu, und noch immer wird für das Quarantainewesen ungemein viel gewonnen sein. Wie bereits am Eingange bemerkt wurde, lassen sich nicht einmal solche Abkürzungen der Quarantaineperioden von Einem Staate allein abhängig machen, ohne die Gefahr, dass ein anderer Staat sodann gegen dessen Provenienzen sich absperre. Desshalb hätte das mehrmals angeregte Project eines Congresses von Ärzten und Consulatsbeamten wohl alle Förderung der interessirten Mächte verdient; als Frankreich im Jahre 1838 die Aufforderung dazu ergehen liess, zeigten sich mehrere Mächte, auch Österreich, bereitwillig; aber Bulard *) — die Seele des Antrags — starb, und seither geschah in dieser hochwichtigen Angelegenheit nichts, obwohl besonders England wiederholt an dieselbe erinnert hat. Von einem solchen Congresse ist vor der Hand nur eine theilweise Lösung des Quarantainedruckes zu erwarten. Derselbe wird sich nach den zweifellosen Thatsachen sogleich vereinigen können über die Aufhebung der grund- und nutzlosen Quarantaine-Massregeln in Beziehung auf Waaren und Effecten, über Abkürzung der Fristen für den Personenverkehr und stätige Einrechnung der Fahrzeit (bei Seeschiffen) in die Quarantaineperiode. Bessere Einrichtung der Quarantainen, zumal der zu Lande bestehenden, und Verminderung, respective Verlegung derselben an Wassergränzen (s. Wochenschrift 1845 und 1846) dürften so fast auch erzielet werden. Eine solche unmittelbar ausführbare Verbesserung ist eine ebenso dringende als gerechte Forderung des internationalen Verkehrs, der gegenwärtig durch eine Überzahl von plan- und systemlosen Quarantainen bedroht dasteht. Man werfe einen Blick auf die Karte: Österreich und Russland haben ihren Meer- und Landgränzen entlang eine ungeheure Quarantainelinie mit zahlreichen Quarantaineanstalten; Moldau, Wallachei, Serbien und Griechenland haben wieder eine mit der vorigen parallel laufende Reihe einer chinesischen Mauer; zu gutem Schlusse kommt nun noch die europäische Türkei mit ihrem neuerlich errichteten, mehr auf dem Papier der Verwaltung und in dem Beutel der Inhaber als in der That bestehenden „Quarantainen" benannten Institute; also ein dreifacher, vielfach gewundener Gürtel um das „blühende" Europa (S. 12), für das Hr. Heine „den Vorabend einer schrecklichen Zukunft" bei Annahme des Pariser Gutachtens wohl ohne Noth besorgt. In diesen Quarantainen sowie in denen anderer Länder mangelt in den Massregeln die Gleichheit und Übereinstimmung: nicht bloss die Ansicht der Quarantainevorschriften zweier Nachbarländer lehret das *), sondern

*) Was man auch Bulard vorwerfen mogte, ein langer persönlicher Verkehr mit Bulard über die schon bei seinem Besuche Wien's mir sehr interessanten Objecte hat mich gelehrt, dass er über die Pest und Quarantainen betreffenden Fragen auf eine seltene Weise autoptisch eingeweiht war, eine Voraussetzung, welche bei lange im Oriente gewesenen Ärzten häufig vergeblich gemacht wird; wer dort Praxis übt, dürfte nicht erwarten zu einer Familie geholt zu werden, sobald sein Besuch bei einem Pestkranken bekannt würde. Diese von allen practischen Ärzten bestätigte Thatsache wiederholt sich auch bei den Amtsärzten mit seltenen Ausnahmen; schon aus diesem Grunde wäre es unerlässlich, eigene, bloss zum Studium der Pest und was damit zusammenhängt, bestimmte Ärzte nach dem Oriente zu entsenden; dieselben mit Consulat- oder anderen Diensten betrauen, hiesse sie der Bestimmung geradezu entziehen!

*) Eben jetzt gehen die Franzosen aus dem Orient nach Frankreich nicht über Marseille, sondern über England, und ersparen damit die Quarantaine selbst,

in einem und demselben Lande haben wir auffallende Widersprüche erlebt, die vielen Reisenden noch im Gedächtnisse sein mögen; so konnte man z. B. durch die siebenbürgischen und ungarischen Quarantainen nur unter Abhaltung einer von der Militärbehörde vorgeschriebenen Periode aus den Donau-Fürstenthümern nach Österreich gelangen, während durch die unter der Civilbehörde stehende galizische Quarantaine zu Bojan der Eintritt frei vor sich ging; das Resultat war, dass manche Reisende, mit diesem Umstande bekannt, von der Donau direct nach Jassy und Bojan reiseten, hier passirten und in Wien eintrafen, während ihre Reisegefährten noch in den Quarantainen der siebenbürgischen und ungarischen Gränze eingesperrt waren. — Eine schliessliche Aufgabe des Congresses wäre es, die Modalitäten für ein systematisches Studium der Pestfragen an Ort und Stelle vorzuschlagen, die Mitglieder einer desshalb niederzusetzenden permanenten Commission den Mächten auch sofort zu empfehlen, und diese mit allem Einflusse der Wissenschaft und Diplomatie begabten Sachverständigen zu befähigen, eine radicale Reform des gesammten Quarantainewesens für Europa vorzubereiten. Ohne auf eine gänzliche Aufhebung der Quarantainen zu denken, hoffe ich, dass im Laufe der Zeit und in naturgemässer Aufeinanderfolge der Ereignisse allmälig ein einfacher Quarantainering jenes Land umschliessen wird, in welchem die Pest wirklich entsteht und heimisch ist; die Gränzen dieser Heimatsregion sind aber noch nicht sicher bestimmt. Dann endlich — wenn auch vielleicht sehr spät — wird man zur Einsicht gelangen, dass es sicherer und gerechter ist, die Pestheimat selbst in Quarantaine zu setzen und von der übrigen Welt abzuschliessen *), als sich gegen dieselbe durch zahlreiche, kostbare, lästige, dennoch unsichere Institute, wie die Quarantainen, zumal die des trockenen Landes, absperren und schützen zu wollen. Hr. Heine nehme sich einmal die Mühe von Sereth bis nach Orsova, dann von Novi bis Budva und Lastau zu wandern, einen Sommer und einen Winter auf diesem Cordon von Posten zu Posten pilgernd zuzubringen, bei Tag und Nacht links und rechts zu spähen; dann wollen wir ihn auf Grund seiner Autopsie fragen, ob er auch nur an die Möglichkeit einer Bewachung des Sanitätscordons im Sinne des papierfesten Gesetzes glaube. Um sich aber bei wiederholter Beantwortung der Quarantainefragen auch bei Anderer Meinungen Raths zu erholen, empfehlen wir ihm die gleichzeitige Lectüre von Schriften gegen die Quarantainen, etwa von **Delagrange's** *Abolition des Lazarets ou l'Anticontagionisme absolu etc.* Paris 1846. Die Schrift hat 640 Seiten, und gewährt daher auch Zeit, nachzudenken, ob, was ich von der Linie Sereth bis Orsova andeutete, nicht auch auf der Gränze Russlands weiter bis zum letzten tscherkessischen Aul hin seine volle Geltung behalte. — —

(Fortsetzung folgt.)

gewinnen zugleich namhaft an Zeit; jüngst erst machte sogar ein Staatsbeamter diesen Weg.

*) Viele neuere Rathgeber für die Quarantainen wünschen die hygienischen Verhältnisse in dem Orient gebessert und unsere Sanitätspolizei dort eingeführt zu sehen: sie erwarten davon die Ausrottung der Pest, welche hauptsächlich aus der Vernachlässigung aller hygienischen Vorschriften in dem Clima des Orients ihren Ursprung nehme. Wir lassen die an und für sich unzweifelhafte Thatsache gelten, wünschen auch den Orientalen eine Sanitätspolizei vom Herzen; aber bekanntlich muss man denselben die guten, heilsamen Massregeln aufnöthigen; in dem gradeweise immer näheren Einschluss in die Pestregion aber liegt die sanfteste und sicherste Nöthigung.

2.

Auszüge aus in- und ausländischen Zeitschriften und fremden Werken.

A. Pathologie.

Über die bei Krankheiten des Herzens und der grossen Gefässe mit der aufgelegten Hand erkennbaren Geräusche. Von Prof. Jaksch in Prag. — Das Katzenschnurren (*fremissement cataire*, **Corvisart**) wird gewöhnlich am deutlichsten wahrgenommen, wenn man die Flachhand in der Gegend, wo der Herzstoss Statt findet, auflegt. Wenn es Verengerung des linken Ostiums anzeigen soll, muss es im Momente der Herzdiastole fühlbar sein. Doch beobachtete es Verf. auch

bei Insufficienz der Aortaklappen. Den Unterschied dieser zwei verschiedenen krankhaften Zustände findet man folgender Massen: Ist gleichzeitig mit dem Schwirren im zweiten Momente und einem kleinen, nicht tönenden Puls ein breites Herz, d. h. grosse Dämpfung in der Herzgegend der Quere nach vorhanden, und fühlt man mit der aufgelegten Hand den verstärkten zweiten Ton der Pulmonararterie im zweiten oder dritten Intercostalraume linkerseits, so hat man es mit einer Verengerung des linken *Ostium venosum* zu thun; hat man sich dagegen überzeugt, dass mit dem Schwirren im zweiten Momente zugleich ein stets grosser, tönender Puls, ein in seinem linken Ventrikel vergrössertes Herz vorkomme, das einen erschütternden Herzstoss und eine ausgebreitete Dämpfung auf 3—6 Zoll von oben nach abwärts gibt, fehlt zugleich der zweite Ton in der Aorta und in den Carotiden, und die Verstärkung des zweiten Tones der Pulmonararterie, so ist mehr als wahrscheinlich, dass das in einem solchen Falle fühlbare Schwirren von Insufficienz der Aortaklappen herrühre. Bei Verbindung von Bicuspidalklappen-Stenose mit Aortaklappen-Insufficienz beobachtet man auch bisweilen gleichzeitig mit dem im zweiten Momente fühlbaren Schwirren einen grossen, tönenden Puls. Die Verstärkung des zweiten Tones der Pulmonararterie, das in der Länge und Breite vergrösserte Herz, das Fehlen des zweiten Tones in der Aorta und in den Carotiden sichern jedoch hinlänglich die Diagnose. — Im Herzbeutel werden nicht selten, besonders nach abgelaufener Pericarditis, Vibrationen erzeugt, die der aufgelegten Hand die Empfindung des Schabens, Kratzens, Knarrens und selbst des Schwirrens mittheilen. Die vorausgegangene Pericarditis, die Abwesenheit der Formveränderung des Herzens, das Unrhythmische und die Veränderlichkeit des Geräusches gestatten jedoch nicht leicht einen Fehler in der Diagnose. Vibrationen, die im Momente der Herzsystole in der Gegend des Herzens und der grossen Gefässe mit der aufgelegten Hand gefühlt werden, beobachtete Verf.: 1. bei Verengerung der Aorta durch rigide Semilunarklappen, 2. bei Erweiterung, Verdünnung und Erschlaffung des zunächst über den Aortaklappen gelegenen Stückes der Aorta; 3. bei aneurysmatischer Erweiterung der aufsteigenden Aorta, wenn dieselbe zugleich an der inneren Fläche mit Rauhigkeiten besetzt war; 4. in einzelnen Fällen von wahrem Aneurysma der aufsteigenden Aorta mit Rauhigkeiten am Eingange oder der innern Fläche desselben; 5. in einem Falle bei einem überzähligen, sehnigen Faden im linken Ventrikel, der gegen das Ostium der Aorta zu quer von der Scheidewand zu den sehnigen Fäden der Scheidewand gespannt war; 6. bei Durchlöcherung des innern Zipfels der Bicuspidalklappe; 7. bei Insufficienz der Bicuspidalis in Folge von Lostrennung einzelner verdickter Sehnenfäden; 8. bei Verengerung der absteigenden Brustaorta. Die von Krankheiten der Aorta herrührenden Geräusche sind mit der aufgelegten Hand an der Mitte des Brustbeines und von da nach aufwärts und rechts nach dem Laufe der Aorta am deutlichsten zu fühlen. Ist das fühlbare systolische Schwirren von Aortaklappen-Stenose abhängig, so weist die Percussion ausgedehnte Dämpfung von oben nach abwärts als Zeichen der Hypertrophie des linken Ventrikels nach. Die Erweiterung der aufsteigenden Aorta oder ein wahres Aneurysma derselben ergibt Dämpfung an der erweiterten Stelle und einen deutlich fühl- und sichtbaren Stoss. (*Prager Vierteljahrschrift für practische Heilkunde. 1847. 3. Bd.*) Nader.

Über die entzündlichen Krankheiten der Nieren. Von Johnson. — Verf. theilt die entzündlichen Krankheiten der Nieren in zwei Classen, nämlich in jene, welche durch eine örtliche Ursache entstehen, z. B. durch die mechanische Reizung eines Steines, und in jene, welche durch abnorme Beschaffenheit des Blutes entstehen. Er spricht zuvörderst nur von den letztern, und behandelt zuerst jene Form, welche in Verbindung mit dem Scharlach auftritt. Die anatomischen Veränderungen kommen hier hauptsächlich in dem gewundenen Theile der Harncanälchen vor, und bestehen in überschüssiger Bildung von Epithelialzellen. Die Malpighischen Körperchen und die gerade verlaufenden Röhrchen sind nicht afficirt. Verf. schlägt für diese Form den Namen »acute desquamirende Nephritis« vor, und erwähnt auch Fälle dieser Form, welche ohne Verbindung mit Scharlach auftraten. Diese Krankheit kommt auch chronisch, als chronische desquamirende Nephritis vor. Die Cysten, welche man oft in diesen Fällen beobachtet, sind Erweiterungen der auskleidenden Membrane dieser Canälchen. Man beobachtet in anatomischer Hinsicht bei dieser Form 1. bedeutende Aufzehrung und Contraction der Nieren; und 2. copiöse Secretion eines blassen Harns von geringem specifischen Gewichte. Nach der Einwirkung des Terpenthinöhles oder der Canthariden auf die Nieren scheint die Irritation derselben auf die Malpighischen Körperchen beschränkt zu sein, und Hämorrhagie aus ihren zarten Gefässen zu bewirken. Die Epithelialzellen der Röhrchen sind hier nicht afficirt, und Verf. schlägt für diese Form den Namen hämorrhagische Nephritis vor. Die nächste Form ist die suppurative Nephritis. Verf beschreibt einen Fall, wo diese Krankheit dadurch entstand, dass ein bösartiger Carbunkel des Zellgewebes am Halse durch unmässigen Gebrauch alcoholischer Getränke sich auf die Nieren versetzt haben soll. Auch gibt es eine Fettdegeneration der Nieren, welche mit entzündlichen Erscheinungen auftritt. Alle diese verschiedenen Formen der Nierenkrankheiten könne man mit Sicherheit und Leichtigkeit durch die microscopische Untersuchung des Harns diagnosticiren. (*The Lancet. 1847. Vol. II. Nr 1.*) Meyr.

Über die Albuminurie und die Bright'sche Krankheit. Von Dr. Finger in Prag. — Seitdem durch vielfache Beobachtungen dargethan wurde, dass der eiweisshältige Harn nicht allein bei *Morbus Brightii* vorkomme, wurden für diese Krankheit verschiedene Zeichen als characteristisch angegeben, die sich jedoch in der Folge ebenfalls nicht als sicher bewährten. Hieber gehören die Verminderung des Harnstoffes im Urine, das Vorkommen der von Simon beschriebenen Röhr-

chen in demselben, die Gegenwart von Harnstoff und Harnsäure im Blute und in den serösen Ergüssen u. s. w. Verf. untersuchte den Harn von circa 600 Kranken, und fand häufig Eiweiss in demselben. Unter 186 Fällen von Tuberculosis war bei 46 der Urin albuminös; 2 Fälle waren mit der Bright'schen Krankheit complicirt. Unter 88 Fällen von Typhus coagulirte der Harn 29 Mal; die Zeit, in welcher bei diesen der eiweisshältige Harn sich einstellte, fiel zwischen den 16. und 25. Tag der Krankheit; nie trat Albuminurie in der Reconvalescenz auf. Von den 29 Typhösen mit albuminösem Harne starben 17; die Nieren waren bei allen vollkommen gesund gefunden. In 46 Fällen vom Puerperalfieber enthielt der Harn 32 Mal Eiweiss; in 6 Fällen, die zur Section kamen, und bei denen nach dem Aufhören der Lochien der Urin dennoch Eiweiss zeigte, fand man eitrige Peritonitis, die Nieren normal. Von 14 Carcinomatösen fand man bei 6 den Urin eiweisshältig; die Section ergab exulcerirten Krebs 3mal im Magen, 4mal im Uterus; in den letzteren Fällen rührte der Eiweissgehalt des Urins wahrscheinlich von der Verunreinigung desselben mit der abfliessenden Krebsjauche her. Unter 33 Fällen von Pneumonie enthielt bei 15 der Urin Eiweiss; davon starben 6; die Nieren waren jedesmal normal. Von 65 mit Intestinal-Catarrh behafteten Fällen wurde 8mal eiweisshältiger Urin gefunden, wovon 3 starben. Verf. glaubt, dass in den angeführten Fällen das Eiweiss nicht als solches im Urin abgeschieden worden sei, sondern wahrscheinlich als Bestandtheil der Entzündungslymphe oder des Eiters, welche in diesen Krankheiten gebildet und durch die Circulation dem Urine zugeführt wurde, in demselben enthalten sei. In vielen Fällen war der Zusammenhang von geschehener Eiterresorption mit dem Erscheinen von Eiweiss im Urine augenscheinlich. Ausserdem fand Verf. noch Eiweiss im Urine unter 6 Fällen von Chlorosis 2mal, unter 18 *Rheumatismus acutus* 2mal, unter 10 Intermittens 1mal, unter 14 Pleuritis 2mal, unter 6 Peritonäitis 2mal, unter 16 chronischen Lungencatarrh 3mal, unter 18 Herzfehlern 7mal. Eine auffallende Erscheinung bot der Harn bei 2 Epileptischen. Der erste war ein 32jähriger Taglöhner, der schon seit mehreren Jahren an Epilepsie leidet, und sich sonst ganz wohl befindet; bei ihm erschien nach jedem epileptischen Anfalle eine ziemlich bedeutende Menge Eiweiss im Urine, das sich nach und nach verminderte, und endlich nach circa 36 Stunden ganz verschwand, um nach dem nächsten Anfalle wieder zu erscheinen. Dasselbe Verhalten zeigte der Urin eines 12jährigen, sonst gesunden, epileptischen Mädchens. Diese Erscheinung erinnert an das Auftreten der Albuminurie bei den an Convulsionen leidenden Wöchnerinnen. Was die Complicationen der Brightischen Krankheit betrifft, so ist die häufige Verbindung derselben mit Herzkrankheiten und Tuberculose, und die seltene mit Krebsdyscrasie auffallend. Von 59 von der Abtheilung des Prof. Oppolzer in 5 Jahren zur Section gebrachten Fällen von Bright'scher Nierenentartung waren 28 mit Herzleiden, 11 mit Tuberculose und nur 1 Fall mit Krebs complicirt. Von den günstig verlaufenen Fällen sind besonders 2 merkwürdig; bei dem einen traten in der sechsten Woche der Krankheit, nachdem die Albuminurie und der Hydrops einen sehr hohen Grad erreicht hatte, durch 5 Tage heftige Fieberanfälle ein, welche nach Darreichung von Chinin verschwanden. Es stellte sich Schweiss ein, die Diurese vermehrte sich, der Hydrops und die Albuminurie schwanden, und der Kranke wurde am 23. Tage der Behandlung geheilt entlassen. In dem andern Falle gesellten sich zu sehr ausgebildeter Wassersucht und Albuminurie epileptische Anfälle, mit deren Aufhören auch der Hydrops verschwand. (*Prager Vierteljahrsschrift für practische Heilkunde. 1847. 3. Bd.)*

Nader.

Vergleich zwischen den tetanischen Wirkungen, die durch Electricität, und jenen, die durch Strychnin hervorgebracht werden. Von Marshall-Hall. — Lässt man durch das Rückenmark oder durch die blossgelegten und vollständig isolirten Lendennerven eines Frosches innerhalb 10—20 Minuten einen schwachen, aber anhaltenden electrischen Strom ziehen, und entfernt man dann denselben wieder schnell, so erfolgt alsobald ein sehr kräftiger tetanischer Zustand der untern Extremitäten. Taucht man durch eine gleich lange Zeit einen Frosch in eine sehr schwache Lösung essigsauren Strychnins, so hat das einen ähnlichen Zustand der untern Extremitäten zur Folge. M. H. stellt sich nun folgende Fragen: Sind diese beiderlei tetanischen Zustände in ihrer Wirkungsweise gleich, oder in Bezug auf selbe je nach ihrer Ursache verschieden? Lässt sich hieraus irgend eine für die practische Medicin wichtige Folgerung ziehen? M. H. beantwortet diese Fragen auf nachstehende Weise: Der durch Electricität bewirkte Zustand ist ein Analogon jener Krankheiten, welche das Rückenmark reizen, wie die Entzündung der Spinalarachnoidea, die Gegenwart von Exostosen im Rückenmarks-Canal, und jene Krankheiten des Gehirns, die auch auf das verlängerte Mark fortwirken. Der durch Strychnin bewirkte tetanische Zustand ist das Analogon jener Krankheiten, in welchen das Rückenmark wohl nicht wirklich gereizt, sondern nur reizbarer ist, und deren Symptome reflectirte Bewegungen sind, als z. B. der traumatische Tetanus, die Wasserscheu etc. (*Gazette médicale. Nr. 25. Juny 1847.*)

Brühl.

Über Induration der cavernösen Körper des Penis, und über syphilitische Muskel- und Sehnenverkürzung. — Eine clinische Vorlesung von Prof. Ricord im Hospital der Venerischen zu Paris. — Prof. Ricord erklärt die Induration der cavernösen Körper des Penis als eine der interessantesten Erscheinungen der tertiären Syphylis, die jedoch sehr selten ist, und im Hospital der Venerischen zu Paris alle Jahre ungefähr 8—10mal beobachtet wird. Aus der Betrachtung von 60—80 Fällen ergibt sich folgende Verlaufsweise dieses Übels. In irgend einer Stelle eines oder beider cavernösen Körper der Ruthe des mit oder ohne andere Erscheinungen der tertiären Syphilis Behafteten entsteht ein kleiner, reiskorngrosser, harter, vollkommen schmerzlo-

ser Körper, der langsam und allmälig ohne allen Schmerz an Umfang zunimmt, und dadurch, dass er die von ihm eingenommene Stelle des schwammigten Körpers für das eindringende Blut undurchgängig macht, bewirkt, dass, indem der cavernöse Körper der gesunden Seite bei der Erection anschwillt, das Glied von seiner geraden Richtung abweicht, und einen Kreisbogen, ja einen vollkommenen Kreis beschreibt, in dessen Concavität jene verhärtete Stelle liegt. Betrifft diese also den linken schwammigten Körper, so weicht die Eichel des erigirten Gliedes nach der linken Leistengegend ab (Inguinocruralerection), betrifft sie den Rücken der Ruthe, so weicht die Eichel nach dem Schambogen ab, und bildet einen mit der Concavität nach aufwärts sehenden Bogen. Als Ursache dieses, ohne den geringsten Schmerz verlaufenden, niemals in Eiterung übergehenden, bleibenden, und allen Heilungsversuchen zu widerstreben scheinenden Übels erkannte Ricord in den meisten Fällen, doch nicht immer, die Syphilis, in deren Folge die fibröse Textur des schwammigten Körpers eine eben solche Verbildung erleidet, wie nach Albuginitis zu geschehen pflegt. — Ricord ist der Ansicht, ohne es behaupten zu wollen, dass in den meisten Fällen der Ausgangspunct des Übels ein sehr heftiger Tripper war, in manchen eine dem erigirten Gliede zugefügte äussere Gewaltthätigkeit; in einem Falle schien eine Art Apoplexie des Schwammkörpers die Ursache zu sein, indem der Blutklumpen des ergossenen Blutes nicht resorbirt wurde, und bisweilen endlich schien eine plastische Phlebitis die Verbildung veranlasst zu haben.

Bei zu Grunde liegender Syphilis und noch nicht vollständig ausgebildeter Krankheit bewirkt das gewöhnliche Heilverfahren gegen tertiäre Syphilis vollständige Heilung. Der Gebrauch des Jodkaliums und Einreibung grauer Salbe auf das Glied ist also desto mehr zu empfehlen, als bei nicht zu Grunde liegender Syphilis dadurch wenigstens die Aufsaugung befördert wird. Bei bereits begonnener Umstaltung des cavernösen Körpers blieb die Kunst immer vollkommen machtlos.

An dieses Übel reiht sich von selbst die syphilitische Muskel- und Sehnenverkürzung als Erscheinung tertiärer Syphilis an. Nachdem durch einige Zeit hindurch den mit tertiärer Syphilis Behafteten nicht sehr lebhafte Schmerzen geplagt haben, welche mit den rheumatischen, gichtischen, ja mit Knochenschmerzen Ähnlichkeit haben, und zu nächtlichen Intermissionen geneigt sind, jedoch in der Muskelsubstanz selbst gefühlt werden, bemerkt der Kranke eine Massenzunahme der schmerzhaften, gegen Berührung empfindlichen Muskelpartie, eine gewisse Steifigkeit und Hemmung in den Bewegungen des betroffenen Gliedes, besonders bei solchen, wo der kranke Muskel ausgedehnt wird, dieser verliert allmälig seine Ausdehnungsfähigkeit, und verkürzt sich merklich, so dass das Glied in dieser forcirten Stellung bleibt. Diese Verkürzung hat ihren Grund einzig und allein in einer Verbildung der Muskeltextur, welche der vorigen ganz gleich ist, und aus einer Ablagerung eigenthümlicher plastischer Materie hervorgeht, welche bald früher bald später in fibröse, knorplige oder knöcherne Entartung übergeht, und so die Muskeltextur umwandelt. — Die bis jetzt beobachteten Fälle betrafen alle den zweiköpfigen Armmuskel und den vordern Brachialis, einmal den hintern Wadenmuskel.

Ricord ermahnt bei Verkürzungen der Muskeln, welche allmälig mit vorausgehendem geringen Schmerz sich ausgebildet haben, immer an Syphilis zu denken, besonders wenn man vorausgegangene primäre Syphilis vermuthen kann.

So lange die Muskeltextur nicht umgebildet ist, ist vollständige Heilung möglich, wovon Ricord einen Fall anführt, der durch die bei der tertiären Syphilis angezeigten Mittel, Jodkali nämlich, nach fünf- bis sechsmonatlichem Bestand in kurzer Zeit geheilt wurde. Besteht die Verkürzung schon lange Zeit, und ist die Muskeltextur verbildet, so ist keine Heilung mehr zu erwarten. (*Journal für Syphilis und Hautkrankheiten von Behrend. 2. Bd. 3. Hft.*) *Stellwag.*

B. Pädiatrik.

Über die Deformitäten der Brust bei Kindern. Von Rees. — Die in Rede stehende Formänderung der Brust ist nicht die gewöhnliche Annäherung der Seitenwände der Brust mit vorragendem Brustbeine, wie man sie bei vergrösserten Tonsillen antrifft, und welche vielleicht die häufigste Form der Hühnerbrust bildet, sie besteht auch nicht aus einer Einwärtskrümmung der Rippen, welche von Erweichung der Knochen durch Scropheldiathese herrührt; sie ist auch nicht eine Ausbauchung der Fronte des Brustkastens durch Solidification der untern Lungenlappen, was bei Kindern nicht selten ist, aber nie beschrieben wurde, sondern sie ist eine Contraction der Brust, welche durch eine Depression am Vereinigungspuncte der Rippe mit ihren Knorpeln bewirkt wird, wodurch die Brust auf jeder Seite ein rinnenförmiges Aussehen gewinnt. Diese Deformität ist immer von mehr oder weniger veränderter Bewegung der Rippen bei der Respiration begleitet, und in den tödtlich abgelaufenen Fällen beobachtet man meistens einen krankhaften Zustand der Lungen, wobei Theile derselben nicht allein solid werden, sondern auch im Volumen einschrumpfen, woher nach Verf. auch die Contraction des Brustkastens rührt. In vielen Fällen fand Verf. keine Hypertrophie der Tonsillen; auch erklärt er sich gegen die Excision derselben, indem er von angemessener Diät, warmer Bekleidung, der äusserlichen Anwendung des Jods und der innern von tonischen Mitteln, selbst bei bedeutender Anschwellung der Tonsillen günstige Wirkung beobachtete. Die Anschwellung des Bauches, welche Snow in diesen Fällen als Ursache annimmt, ist nach Verf. vielmehr ein Folgezustand, indem durch die veränderte Bewegung der Rippen bei der Respiration die Thätigkeit der Bauchmuskeln gehindert wird, welche daher die Gedärme und Baucheingeweide nicht comprimiren, und in denen sich daher eine grosse Menge

von Luft ansammelt. Die Ausbauchung der Fronte des Brustkastens beobachtet Verf. als Resultat der Pneumonie, wo die Hepatisation der untern Lappen länger bestand und wo daher die obern hypertrophisch wurden, um die Thätigkeit der untern zu ersetzen; noch ausgesprochener fand sie Verf. bei phthisischen Kindern, indem die Tuberkeln bei Kindern, im Gegensatze zu den Erwachsenen, vorzüglich in den untern Lappen abgelagert werden, wodurch dieser Theil der Lungen mehr oder weniger undurchgängig für die Luft wird. Er betrachtet diese Formveränderung der Brust, nebst der ungewöhnlichen Länge der Augenwimpern und dem niedergedrückten Haar in der Stirngegend als Symptom der noch nicht deutlich ausgesprochenen Tuberculose bei Kindern. Eines oder alle dieser Symptome kann man jedoch auch bei Kindern antreffen, welche an einer chronischen Affection der Lungen leiden, von Tuberkeln jedoch frei sind. (*The Lancet. 1847. Vol. II. Nr. 2.*) *Meyr.*

Fungus oder fungöse Excrescenzen des Nabels bei Kindern. Von Simpson. — Verf. bemerkt, dass er mehrere Male bei Kindern, nachdem der Nabelstrang abgefallen ist, statt der Contraction und Cicatrisation der frischen Fläche, grosse Granulationen auftreten, und eine rothe, schwammähnliche Excrescenz am Nabel sich bilden sah, welche dem Schwamme des Hodens sehr ähnlich war. Solche Excrescenzen schrumpfen gewöhnlich in kurzer Zeit ein und sterben ab; oder es geschieht diess, wenn sie mit Alaun oder einem andern Adstringens oder mit *Nitras argenti* touchirt wurden. In einem Falle hatte jedoch diess einfache Verfahren keinen oder wenig Erfolg. Die Excrescenz wuchs bis zur Grösse einer Kirsche, der sie auch an Farbe glich; sie war unempfindlich beim Touchiren, blutete aber schon bei leichter Berührung. Sie wurde öfters mit Silbersalpeter cauterisirt, schrumpfte aber dadurch nicht ein. Zuletzt wurde nach mehreren Wochen eine Ligatur um ihre Basis herumgeführt, welches ein Abfallen derselben zur Folge hatte. Sie kehrte nicht mehr zurück. (*Monthly Journal Juli 1847.*) *Meyr.*

Tödtliche Blutung aus dem Nabelstrange 3 Tage nach der Geburt. Von Keiller. — Das Kind, ein schöner, fetter Knabe, befand sich 4 Stunden nach der Geburt wohl, worauf es eine grüne, gallige Masse erbrach. Nach zwei Tagen trat das Erbrechen abermals ein. Am Morgen des 3. Tages nach der Geburt bemerkte die Mutter, dass die Nabelbinde mit Blut getränkt war. Man sandte nach dem Arzte, welcher, zu kommen verhindert, bloss verordnete, dass der Nabelstrang unter der ersten Ligatur unterbunden werden sollte. Dieses unterblieb jedoch, bis um 5 Uhr Nachmittag der Arzt kam, die blutende Stelle, die sich an der Wurzel des Nabelstranges befand, untersuchte, und sie mit *Nitras argenti* touchirte, wodurch die Blutung für die erste Zeit gestillt zu sein schien. Vor Verlauf einer halben Stunde jedoch trat sie abermals ein, worauf der Arzt eine Ligatur am Nabel anlegte, welche auch einen Theil der umgebenden Haut einschloss. Diess Verfahren war jedoch zu spät, denn wenige Minuten nach der angelegten Ligatur starb das Kind. (*Monthly Journal Juli 1847.*) *Meyr.*

Über die Vaccination. Von Weir. — Verf. legte der Edinburgher Societät ein neues Instrument zum Impfen vor. Es besteht aus einer kleinen Handhabe von Elfenbein, mit 4 Nadelspitzen, welche von dem einen Ende nur wenig hervorragen, und einem kleinen gekrümmten Messer an dem andern Ende, um den Impfstoff zu sammeln und zu theilen. Die Haut wird durch einen kreuzförmigen Ritz mit den Nadelspitzen, welche vertical gehalten und leicht angedrückt werden, um nur die Oberhaut zu entfernen, geöffnet. Die Vortheile dieses Instrumentes sind, dass die Operation schneller vor sich geht, und eine grössere Oberfläche zur Absorption der Lymphe dargeboten wird. Verf. spricht dann über die verschiedenen Methoden, den Impfstoff aufzubewahren, und erwähnt eine eigene, deren er sich mit Vortheil bediente. Er lässt die Lymphe von einem Stücke Zucker einsaugen, pulverisirt denselben, wenn er trocken ist, und bewahrt ihn in einem wohl verschlossenen Fläschchen auf. Dieses Pulver wird hierauf mit einem Haarpinsel auf die blossgelegte Fläche aufgetragen. In allen Fällen, wo sich Verf. dieses Pulvers bediente, ging die Vaccination gut vor sich. Er benützte auch einen Impfstoff, welcher 20 Jahre alt war, und in hermetisch verschlossenen Glasröhrchen aufbewahrt wurde, und 4mal von England nach Indien und zurück geschickt wurde. Die Impfung damit hatte jederzeit guten Erfolg. (*Monthly Journal Juli 1847.*) *Meyr.*

C. Ophthalmiatrik.

Über Follicular-Excrescenzen der Augenlider. Von Estlin. — Diese Geschwülste erreichen die Grösse eines Stecknadelkopfes bis zu der einer kleinen Haselnuss; ihre Basis ist nicht kleiner als der projicirende Theil, die weissen Geschwülste scheinen durch die Haut durch. Man sieht in ihnen eine kleine Öffnung, durch welche man aus den grössern eine weisse Substanz von Butterconsistenz ausdrücken kann. Ihr Inhalt kann jedoch nicht ganz entleert werden, da jede Excrescenz aus einem Haufen kleiner Cysten besteht. Grössere Geschwülste haben gewöhnlich mehrere kleinere neben sich. Die microscopische Untersuchung zeigt, dass der Inhalt Epithelialzellen sind, und Verf. betrachtet die umhüllende Membrane als eine Cyste, und glaubt an die ansteckende Natur dieser Geschwülste. Wahrscheinlich sind es erkrankte Schmerbälge. Häufig kommen sie bei Kindern vor. Hinsichtlich der Behandlung empfiehlt Verf. da sich die Application des *Lapis caust.* und *inf.* als nützlich bewies, die Geschwülste mit einer Lancette oder einem Staarmesser ganz aufzuschlitzen, und mit den an die gesunde Haut angebrachten Daumennägeln beide Hälften zu quetschen, bis das Content herausgedrückt ist. In zwei Tagen ist gewöhnlich alles verheilt. Gelingt es nicht, durch Druck das Content zu entfernen, oder haben die Geschwülste angefangen, sich zu entzünden

oder zu eitern, so erfasse man die losgetrennten Theile mit einer Pincette und entferne sie. Kleinere schwinden gewöhnlich ohne Behandlung, verursachen aber oft Entzündungen des Auges und der Lider. Die angedeutete Behandlung ist gewöhnlich schmerzlos. Budd hat mehrere Fälle dieser Krankheit gesehen, und deutlich ihre Fortpflanzung durch Contagium beobachtet. (*Prov. med. and surg. Journ.* und *London med. Gaz. June 1847.*) **Meyr.**

Anatomische Untersuchungen über das Hornhautstaphylom. Von Dr. V. F. Szokalski. — Trägt man von der Oberfläche eines Staphyloms eine dünne Schichte ab, so findet man mittelst eines 150—200 Mal vergrössernden Microscopes Epithelialzellen, die Rosenkranzartig an einander gereiht sind. Die tieferen Schichten haben denselben Bau, nur ist die Zellen- und Kernebildung hier deutlicher. — Ein horizontaler Durchschnitt des Staphyloms zeigt unter dem Microscope von aussen nach innen folgende Schichten: Eine dicke, meist mehr als drei Viertel der Hornhaut betragende Epidermis-Schichte, die beim Beginne des Staphyloms allenthalben gleich dick, bei alten Staphylomen aber in der Mitte dicker ist, und oft eine Art Kern zu bilden scheint. — Die zweite Schichte ist die der eigentlichen Hornhautsubstanz, die mehr minder ihr normales Aussehen behält. Ihre Dicke ist gegen die Peripherie bedeutender, geringer in der Mitte, allwo sie bei alten Staphylomen gänzlich fehlt, wodurch dann eine Öffnung zur Aufnahme des obenerwähnten Kernes der ersten Schichte entsteht. Hinter dieser Schichte liegt die Demour'sche Haut, durch ihr glasartiges Aussehen kennbar und mit der entarteten Iris oft in so genauer Verbindung, dass sich die Gränze zwischen beiden nicht genau unterscheiden lässt. — Obenerwähnten Kern fand Sz. nur bei grossen und alten Staphylomen, und hält ihn somit mehr für ein Resultat als für den Ausgangspunct der staphylomatösen Verbildung. In einem Falle stand dieser Kern mit der äussern Epidermoidalschichte des Staphyloms in unmittelbarer Verbindung, bestand aus einer harten, fibrösen und körnigen Masse; der horizontale Durchschnitt zeigte deutlich unregelmässige Fasern, die gegen die äussere Oberfläche verliefen, und sich dort mit den Fasern der Epithelialschichte verwebten. Der Kern drang quer durch die eigentliche Substanz der Hornhaut und die *Membrana humor. aquei*, seine abgerundete Spitze drängte sich in der Mitte letzterer hervor, und war von einer gefässreichen und schwammigen Masse umgeben, die von der verbildeten Iris kam. Hieraus glaubt Sz. den Schluss ziehen zu dürfen, dass dieser Kern durch eine Rückwärtsstülpung der Hornhautbindehaut gegen das Innere des Augapfels entstanden sei, und als analog jenen Veränderungen z. B. am Fusse betrachtet werden könne, wo sich die Epidermis in den Papillarkörper der Haut drängt, und sich gleichzeitig in eine schwielichte Substanz verwandelt.

Die ausserordentliche Entwicklung des Epitheliums der Hornhaut, so wie dessen krankhafte Verbildung scheint demnach eine wichtige Rolle bei der Bildung des Staphyloms zu spielen. — Aus der Betrachtung dieser zwei Schichten der Hornhaut, von denen die andere übermässig wächst, ergibt sich zugleich, warum diese Membran sich sofort mehr und mehr wölbt, und bald eine Kegel- bald eine Kugelgestalt annimmt. — Wenn die Vergrösserung der Epidermis nicht mit einer Entartung der Hornhaut complicirt ist, so wird diese Membran in Folge ihrer aussergewöhnlichen Ausathmung sehr dünn bleiben, wie es bei sehr grossen Staphylomen der Fall ist; diese Verdünnung erklärt sich übrigens noch durch stufenweise Atrophie der eigentlichen Hornhautsubstanz, so wie auch durch den Umstand, dass das Hornhautepithelium niemals sehr dick werden kann, da die Vegetation in dem kranken Organe so bedeutend darniederliegt. — Die Elasticität des Glaskörpers, die vermehrte Secretion der wässerigen Feuchtigkeit, die Spannung der geraden Augapfelmuskeln hält Sz. nur für Nebeneinflüsse. — Das Leiden — Hypertrophie und Entartung der Epidermis — ist selten idiopathisch, oft eine Folge von Entzündungen etc., wodurch oft neben der staphylomatösen Verbildung Ablagerungen verschiedenartiger Exsudate zwischen den Lamellen der Hornhaut entstehen, woraus sich zum Theil die verschiedenen Resultate pathologisch-anatomischer Untersuchungen erklären. — In Bezug auf die Iris führt Sz. die bekannten Ergebnisse an, und bemerkt nur gegen die Meinung, als sei das Hornhautstaphylom eine Folge der vordern Synechie und übermässiger Ansammlung des *Humor. aqueus*, dass er Staphylome fand, bei denen die Iris ihre Integrität erhalten hatte. Den Unterschied zwischen conischen und kugligen Staphylomen gibt Sz. zu und findet ihn recht, aber nicht im Sinne Beer's und seiner Anhänger, sondern insofern beim kugligen Staphylom obiger Krankheitsprocess der Epidermis gleichmässig an der ganzen Hornhautoberfläche, beim Kegelstaphylom auf einer beschränkten Stelle Statt findet. — In einem Falle von Kegelstaphylom war die Hornhaut viel dünner an der meist vorgetriebenen Stelle, als an der Verbindungsstelle mit der Sclerotica. (*Gazette médicale de Paris 1847. Nr. 25.*) **Blodig.**

Über die Einathmung des Schwefelätherdämpfe bei einigen Ophthalmien. Von Mackenzie. — Verf. brachte die Einathmung der Ätherdämpfe als therapeutisches Agens bei der scrophulösen Ophthalmie, bei Keratitis, sympathischer Opthalmie, Neuralgie des fünften Paares und bei Asthenopie in Anwendung. In allen Fällen hatte er einigen günstigen Erfolg; besonders in den ersten drei, welche er näher beschreibt. — 1. Ein 14-jähriges Mädchen litt seit drei Monaten an einer scrophulösen Ophthalmie mit grosser Lichtscheu, welche häufige Rückfälle machte. Die angewandten Mittel waren ein Brechmittel aus Ipecacuanha, jeden Abend ein Pulver aus $1/3$ Gran *Tart. emet.* und 5 Gran Rheum, *Extr. Belladonnae* in die Augenlider eingestrichen, ein Collyrium aus Sublimat mit *Extr. bellad.*, Zugpflaster hinter die Ohren, später innerlich *Sulfas chinini*, und äusserlich ein Collyrium aus 4 Gran *Nitras argenti* auf 1 Unze destillirten Wassers nebst Blutegeln in die Nähe der innern Augenwinkel. Bei der dritten Recidive

wurde die Inhalation von Schwefelätherdämpfen angeordnet. Nachdem diese durch $1^1/_2$ Minute Statt gefunden, erfolgte Relaxation des Muskelsystems und Empfindungslosigkeit, welche fast eben so lange dauerten. Als sie sich erholte, war die Lichtscheu viel geringer. Sie fühlte sich bedeutend erleichtert, und ging ohne Unterstützung herum, nachdem sie denselben Tag und 10 bis 12 Tage vorher wegen der heftigen Lichtscheu liegen musste. Die Lichtscheu war auch in den nächsten Tagen nur in einem sehr mässigen Grade vorhanden. Unter dem fortgesetzten Gebrauche von *Sulfas chinini* und nach einer wiederholten Inhalation von Ätherdämpfen besserte sich das Augenleiden gänzlich, es trat jedoch Husten ein, die Kranke magerte ab, nahm an Kräften zusehends ab, und litt offenbar an Phthisis. Die Lichtscheu kehrte nicht mehr zurück. — 2. Ein 14jähriges Mädchen, welches an Caries beider Schienbeine litt, wurde von Jemanden magnetisirt. In Folge des mit dem magnetischen Verfahren verbundenen Anstarrens (?) entzündete sich zuerst das linke, und hierauf das rechte Auge. Beide Hornhäute waren sehr getrübt, die rechte auch von Gefässen durchzogen und etwas abgeflacht. Das Sehvermögen war bis auf die Lichtempfindung beschränkt; zugleich war Lichtscheu und Schmerz ober dem rechten Auge vorhanden. In diesem Falle wurde die Inhalation der Ätherdämpfe sechsmal während des Verlaufes von zwei Monaten vorgenommen, innerlich wurde Chinin, und äusserlich Belladonna verordnet. Der Erfolg war befriedigend; denn es besserte sich nicht nur die Lichtscheu dergestalt, dass Pat. die Augen öffnen und frei herumblicken konnte, sondern auch die Hornhäute hellten sich auf und zwar von ihrem Umfange gegen die Mitte zu, so dass das Erkennen selbst kleiner Gegenstände möglich wurde. — 3. Ein Bergmann erlitt durch ein Eisenstück eine Verwundung des linken Auges am innern untern Rand der Cornea. Es erfolgte Vorfall der Iris und Verziehung der Pupille nach der verletzten Stelle hin. Nach sechs Wochen entzündete sich sympathisch auch das rechte Auge, wogegen ein Aderlass, äusserlich *Extr. bellad.* und innerlich Calomel mit Opium angewendet wurden. Da keine Besserung eintrat, die linke Pupille ganz getrübt und sehr contrahirt, die rechte unregelmässig, die Capsel neblig getrübt und bedeutende Lichtscheu vorhanden war, so wurde auch hier die Inhalation der Ätherdämpfe versucht. Der Erfolg war sehr günstig; denn der Schmerz, die Röthe und die Lichtscheu traten sehr zurück und das Sehvermögen besserte sich in dem Grade, dass Pat. kleine Gegenstände leicht erkennen konnte. Die Inhalation der Ätherdämpfe bewährte sich in diesen Fällen als vortheilhaft, besonders gegen das lästige Symptom der Lichtscheu. (*London med. Gaz. June 1847.*) **Meyr.**

Über die Myodesopsie. Von Wharton Jones. — Dass die fliegenden Mücken wirklich objective Sensationen sind, bedingt durch Partikelchen in den innern Gebilden des Auges, jedoch vor der Retina, lässt sich nach Verf. durch ein leichtes Experiment nachweisen. Man halte zwischen eine Convexlinse und die weisse Fläche, auf welche das Licht fällt, ein kleines Object z. B. eine Stecknadel. Wenn diese der Linse nahe ist, so sieht man ihren Schatten nicht auf dem weissen Grunde, wird sie aber der weissen Fläche näher gebracht, so erscheint ihr Schatten mehr und mehr deutlich. Die Partikeln scheinen normal in dem Auge vorzukommen, da man sie jederzeit sehen kann, wenn man durch eine kleine Öffnung in einem Kartenblatte auf den heitern Himmel blickt. Der Sitz derselben ist also bestimmt vor der Retina, in oder hinter dem Glaskörper; die von Mackenzie sogenannten Perlenspectra sind der Retina am nächsten, hierauf folgen die insel-kugelförmigen, und am entferntesten von der Retina sind die wässerigen Spectra. Die Natur der Partikelchen kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Die Körperchen im Glaskörper und in der wässerigen Feuchtigkeit sind viel kleiner, als die Partikelchen, deren Gegenwart das Mückensehen bedingt. Die Körperchen in der gläsernen Feuchtigkeit sind leichter als die Flüssigkeit selbst, können daher in dieser Beziehung als Ursache des Mückensehens betrachtet werden. Bisweilen verursacht das Mückensehen wenig Störung. Sehr lästig ist es, wenn es bei einem reizbaren Zustande der Retina mit geschwächter Irradiation vorkommt. Deutlichkeit des Sehens verhindert das Mückensehen, daher letzteres bei Personen, die kurz- oder fernsichtig sind, weniger auftritt, wenn sie passende Brillen tragen. Die Pupille des mit Mückensehen behafteten Auges ist gewöhnlich contrahirt; selbst wenn das Auge myopisch ist. Zu den erregenden Ursachen zählt Verf. Anstrengung der Augen bei Betrachtung kleiner Objecte, Entzündungen des Auges, das Suchen nach den Mücken bei Experimenten, Unmässigkeit, fieberhafte Krankheiten, Influenza, Herzkrankheiten, Schlaflosigkeit, Dyspepsie, Abdominalcongestion, Hysterie, Hypochondrie und krankhafte Sensibilität des Organismus. Alle diese Ursachen bewirken einen Congestivzustand der Augen und geschwächte Irradiation der Retina. Obwohl das Mückensehen bei beginnendem grauen oder schwarzen Staare vorkommt, so steht es doch mit keiner dieser Krankheiten in näherer Beziehung. Wenn aber das Mückensehen zugleich mit Schwachsichtigkeit besteht, welche weder von Kurz- noch Fernsichtigkeit herrührt, so hat es eine cataractöse oder amaurotische Bedeutung. Die Mücken können an Anzahl wachsen, aber sehr langsam und in dem Grade, dass sie die Deutlichkeit des Sehens sehr beeinträchtigen. Bisweilen bleiben sie stationär. Bei der Behandlung bleibt die Beseitigung der excitirenden Momente das Wichtigste; daher Ruhe der Augen und des Geistes, Entfernung von anstrengenden Geschäften. Wenn die Functionen des Magens und der Leber gestört sind, alterirende Mercurialien, hierauf tonische Mittel, regulirte Bewegung und Luftveränderung. Das beste örtliche Mittel sind kalte Überschläge auf die Augen, so wie das kalte Douchebad 2—3mal täglich durch 5—10 Minuten. (*Manual of the princ. and pract. of ophth. med. and surg. London med. Gaz. June 1847.*) **Meyr.**

3.

Notizen.

Über die neue grossherzoglich hessische Prüfungsordnung für Mediciner. Von Dr. Med. X.

Die betreffende Ordnung für die Facultätsprüfung als Bedingung zur Erlangung der medicinischen Doctorswürde und zur Erlaubniss der Ausübung der gesammten ärztlichen Praxis im Grossherzogthume Hessen wurde kürzlich, wie man sagt, auf Vorschlag der Facultät selbst, zur Prüfung ihrer Zweckmässigkeit auf ein Jahr vorläufig provisorisch vorgeschrieben. Sie hebt den bisher bestandenen theilweisen Studienzwang einstweilen vollkommen auf, der Candidat hat nach ihr in der Anwendung seines Studienplanes vollkommene Freiheit, es hängt von ihm ab, was, wenn, wie, und in welcher Ordnung er es hören will, indem die Zulässigkeit zur Facultätsprüfung nicht mehr wie früher an den Besuch bestimmter Vorlesungen geknüpft ist, und der Staat seine einzige Garantie für die Befähigung seiner Ärzte nur in dem, desshalb freilich genau regulirten und sehr verschärften Examen sucht, die bisherige Bestimmung der Dauer des medicinisch-academischen Studiums auf fünf Jahre also auch hinwegfällt. Gegen die Einführung völliger Studienfreiheit spricht sich der Verf. scharf aus, indem einerseits dadurch wenig gewonnen ist, da: 1. der bisherige Zwang sich ohnehin nicht auf mehr Gegenstände erstreckt hatte, als in den meisten Staaten gesetzlich ist; 2. dieser Zwang noch dazu von der Facultät sehr gelinde ausgeübt wurde; ferner 3. das Gesetz, vermöge dem ein jeder Candidat wenigstens zwei Jahre die Landesuniversität besucht haben muss, in Wirksamkeit bleibt; endlich 4. eine Art moralischer Zwang zum Besuche bestimmter Vorlesungen fortbesteht, weil die ordentlichen Professoren der Landesuniversität die Examinatoren in der noch dazu verschärften Facultätsprüfung sind: andererseits aber durch diese Maassregel leicht Ursache gegeben werden könnte, dass Vorlesungen sonst tüchtiger, dem Examen jedoch nicht beiwohnender Professoren, noch mehr aber der Docenten, deren Fächer ohnehin meistens durch ordentliche Professoren vertreten sind, aus Geld- und Zeitersparniss vernachlässigt werden. Es handelt sich hier um die principielle Frage, ob die durch diese Ordnung gewährte völlige Studienfreiheit den Vorzug verdiene über eine gesetzlich theilweise Leitung der academischen Studien, innerhalb deren Gränze einer freien wissenschaftlichen Entwicklung eines Individuums noch immer ein gewisser Spielraum bleibt. — Gegen völlige Freigebung der medicinischen Studien sprechen alle Examenordnungen in allen andern deutschen Ländern, welche eigene Universitäten haben, ja in Frankreich und England, welche zahlreichen Staaten diesen theilweisen Studienzwang gewiss nicht willkürlich, ohne sorgliche vorläufige Erwägung aller Für und Wider, und namentlich nicht ohne besondere Rücksicht auf das wahre allgemeine Bedürfniss und Interesse der Studierenden eingeführt haben werden. Völlige Freigebung der medicinischen Studien ist nach dem Verf. für die Mehrzahl der Studierenden eine zweckwidrige, um nicht zu sagen gefährliche Freiheit; eine gesetzliche Leitung ist für die Meisten zur Verhütung von Nachtheilen nothwendig, und überdiess ist ein partieller Studienzwang einer tüchtigen Ausbildung in den Universitätswissenschaften nicht entgegen, er lässt der freien wissenschaftlichen Entwicklung immer noch Raum genug, wie die namhafte Zahl hervorragender ausgezeichneter Gelehrten in Preussen, ja in dem mit so beschränkenden Studien- und Prüfungsgesetzen belasteten Österreich beweisen. — Völlige Freiheit der Studien, so wie Freiheit überhaupt, verträgt sich nur mit einem hohen Grade von Intelligenz, mit völliger geistiger und moralischer Mündigkeit, mit mannhafter Festigkeit, Selbstständigkeit und Selbstbeherrschung der überwiegenden Mehrheit derer, die diese Freiheit geniessen wollen; nur dann, wenn die Mehrzahl diese Eigenschaften besitzt, ist für sie Freiheit von hohem Werthe, ein nothwendiges Lebenselement für den Einzelnen und die Gesammtheit. Obwohl nun Universitäten nicht Anstalten für Knaben sind, so steht doch die Mehrzahl der Studierenden noch auf der Mittelstufe zwischen Unmündigkeit und völliger Mündigkeit, es fehlen den meisten die zum Genusse unbeschränkter Freiheit nothwendigen Eigenschaften; kaum dem vieljährigen, überall meisternden Zwange der Schulen entronnen, können sie selbst die ihnen bisher gestattete beschränkte Freiheit nach tausendfältigen Erfahrungen nur nach und nach, und nicht immer, ohne zu fehlen, in sich aufnehmen, man kann ihnen also nicht die volle Freiheit des Mannes, wenn auch nur bezüglich der Studien einräumen, um so weniger, als man sie in der Überzeugung ihrer Unfähigkeit zum Gebrauche völliger Freiheit im gewöhnlichen Leben, wo selbe doch minder gefahrvoll wäre, einer besondern academischen Polizei und Gerichtsbarkeit unterwirft, den übrigen Staatsbürgern also nicht gleichstellt. Weil aber eben das academische Studium die letzte Bildungsperiode des studierenden Jünglings zum Manne und Staatsbürger ist, muss ihm zur freien Entwickelung seiner Kräfte, zur Ausbildung seines Characters und seiner ganzen Individualität so viel Freiheit gewährt werden, als hierzu nöthig ist, zugleich aber ist etwaigen Missbräuchen der so gestatteten partiellen Freiheit vorzubeugen. — Zur völligen Lernfreiheit gehört ein höherer, dem Leicht-

sinne und der Macht des Beispiels völlig entwachsener Ernst der Lebensanschauung, ein höherer Grad von wissenschaftlicher Durchbildung und zugleich grosse Liebe zur Wissenschaft, welche Eigenschaften in der Mehrzahl der von den Gymnasien zur Universität kommenden Jünglinge nicht vorausgesetzt werden kann; es kommt mancher erst zur Erfassung der Bedeutung der Wissenschaft, nachdem er das Nothwendigste versäumt und ein grosser Theil seiner Zeit und seiner äusseren Hülfsmittel dahingeschwunden ist, viele werden in der Einrichtung des Studiums, in der Ordnung und Methode desselben, im Gebrauche der wissenschaftlichen Hülfsmittel fehlen, viele werden oft Vorlesungen aus Unkenntniss ihrer Wichtigkeit vernachlässigen, und so jahrelang ihrem Berufe mit wenig Fleiss obliegen, und dieses alles weit mehr, als bis jetzt bei dem bestehenden theilweisen Studienzwange möglich war. Dieses gilt von der Masse, und diese muss der Staat im Auge behalten, er muss den Grad der Intelligenz dieser Masse bemessen, um nicht durch eine auf das Einzelnste beschränkte und vorgezeichnete Studienordnung den Starken verkümmern zu machen, anderseits aber durch Einräumung unumschränkter Freiheit für die Willkür der Studierenden die grosse Mehrzahl der Schwachen zu verderben, die doch der Staat ebenfalls bei der geringen Zahl der Starken bedarf. Der Staat kann also bei der Anordnung seiner Studiengesetze nicht allein auf die geringe Zahl der Starken Rücksicht nehmen, die sich ohnehin unter allen nur nicht gar zu beengenden Verhältnissen über die Hindernisse erheben können, während den Schwachen ein Missbrauch, eine unverständige Handhabung der academischen Freiheit, eine fehlerhafte Methode und Anordnung des Studiums, ein längerer oder habitueller Unfleiss etc. im Verhältnisse zu ihrer Schwäche schaden muss. Die Mehrzahl der minder Begabten, auf die der Staat vorzüglich Rücksicht nehmen muss, verträgt also völlige Freigebung der Studien am wenigsten. — Die Unzweckmässigkeit der vorläufig eingeführten Studienordnung in Hessen leuchtet aber noch mehr ein, wenn man bedenkt, dass 1. die Regulirung und Verschärfung der Prüfungen durchaus keine Garantie für die tüchtige Ausbildung der Ärzte geben kann, indem der Candidat nur immer über einen sehr kleinen Theil der Wissenschaft geprüft werden kann, somit das Bestehen im Examen noch immer nicht allen Zweifel über das Innehaben der gesammten Wissenschaft behebt, wogegen bei partiellem Studienzwang doch immer der Schluss *a priori* gemacht werden kann, der Candidat habe gezwungen die Vorlesungen besucht, sei somit das ganze Gebiet der vorgeschriebenen hauptsächlichsten Wissenschaften durchgegangen; 2. werden bei der Handhabung der vorgeschriebenen Strenge im Examen die dem Staate unentbehrlichen Schwächern zum grossen Theile die Prüfung nicht wagen, oder nicht bestehen und verkümmern; 3. werden viele eine viel längere Zeit, als bisher bei nicht minder strengen Prüfungen nöthig war, auf der Hochschule zubringen müssen, um sich zur jetzt gesetzlichen Facultätsprüfung die nöthigen Eigenschaften zu erwerben, was vielen durch den damit verbundenen finanziellen Aufwand, besonders bei den ungeheuren Honoraren für die Professoren, ein unübersteigliches Hinderniss in der Erreichung ihres Zieles in den Weg legen, und so der Medicin eine grosse Anzahl Talente entziehen wird. Der Staat muss dieses um so mehr im Auge behalten, als bei der Seltenheit der reichen Leute diese Studien nicht bloss für Reiche bestimmt sein können, insbesondere, da Vermögende bei den so beschränkten Aussichten der Ärzte sich gewöhnlich einen andern Weg des Fortkommens suchen; 4. wenden sich weniger Leute zur Medicin, so strömen sie andern Fächern, besonders der Rechtsgelehrtheit zu, und es ist nicht abzusehen, wie der Staat deren Überzahl versorgen soll; 5. die Meisten werden sich jetzt noch weniger als früher zum planmässigen Besuche der Vorlesungen bestimmen lassen, um so weniger, als sie die Bestimmung der Fragen durch das Loos sichert, dass man sie die schwere Hand der bei ihren Vorlesungen vernachlässigten Professoren nicht fühlen lässt, schwächere Studierende aber gewöhnlich dem Beispiele anderer folgen; und wenn diese auch die Vorlesungen fleissig besuchen, werden sie nicht immer die nöthige Vorbereitung, welche oft nur durch den Besuch anderer Vorlesungen erworben werden kann, mitbringen. (*Allg. medic. Centralzeitung. XVI. Jhrgg. 62.—64. Stück.*)

Stellwag.

Über Dr. Warburg's Fiebertropfen. Von Jos. Fuchs, Magister der Pharmacie und Apotheker in Wien. Mitgetheilt vom Prof. Dr. Pleischl.

Dieses Geheimmittel, welches nach der Behauptung ihres Verfertigers, des Dr. Warburg, aus lauter neuen, bisher noch unbekannten Vegetabilien zusammengesetzt sein soll, habe ich (Fuchs) einer Analyse unterworfen und gefunden, dass dasselbe aus lauter alten, längst gekannten und in denselben Fällen, für welche Dr. Warburg seine Tinctur rühmt, bereits angewendeten Substanzen bestehe.

Indem ich die näheren Details zur Ausmittlung der Bestandtheile übergehe, da diese an einem anderen Orte geeigneteren Platz finden werden, zeige ich bloss an, dass diese Tinctur unwiderlegbar schwefelsaures Chinin enthält, welches nebst mir noch zwei andere Sectionne (?) des Wiener pharmaceutischen Gremiums unbestreitbar nachgewiesen haben, so wie diess schon früher Buchner, Winkler, zu wiederholten Malen, nebst mehreren andern Chemikern, auf das Unzweideutigste darthaten. Eben so unwiderlegbar enthält die Tinctur Saffran und Campher. Mit minderer Gewissheit lässt sich Aloë nebst den andern unwichtigeren Ingredienzen darthun, obschon für die erstern alle angestellten Versuche sprechen. Ich habe nun nach folgender Vorschrift eine Tinctur erhalten, welche der Warburg'schen so ähnlich ist, als man nur immer erwarten darf.

Rp: Aloës hepaticae
Rad. zedoariae aa dr. unam
Croci austriaci gr. tria
Rad. angelicae
Camphorae aa. gr. duo
Spir. Vini puri rectific. p. sp. 0,910 unc. tres.
Digerantur per tres dies, subinde caen. quassando
In colatura drachmarum 25
Solve
Sulfatis chinini drachm. semis.
Filtra et dispende pro dosi drachm. quinque.

Dass nach vorliegender Vorschrift keine mit dem Originale vollkommen gleiche Tinctur erhalten wird, liegt wohl nur an der Verschiedenheit der dazu verwendeten Vegetabilien, so wie insbesondere in Beziehung auf den Geruch an dem verwendeten Alcohol und an dem Alter der Tinctur selbst. Übrigens habe ich mich durch viele Versuche an verschiedenen Fläschchen der Originaltinctur hinlänglich überzeugt, dass selbst die echte Warburg'sche Tinctur bedeutende Differenzen gegen die Reagentien zeige, so zwar, dass oft meine nachgemachte gegen ein Fläschchen der echten Tinctur in dieser Beziehung sich ähnlicher verhielt, als die letzteren selbst untereinander.

Nach meiner obigen Vorschrift kostet ein Fläschchen Tinctur 32 kr. C. M., und Versuche, welche Ärzte damit angestellt haben, bestätigen einen gleichen Heil-Erfolg.

Decret

der k. k. n ö. Landesregierung an das Vicedirectorat der med.-chir. Studien.

Laut hohen Studienhofcommissions-Decretes vom 26. Juni l. J. Z. 3778 hat es bei dem Umstande, dass

die Stelle eines Directors der medicinischen und chirurgischen Studien und des Präses der medic. Facultät an der hiesigen Universität mittlerweile definitiv besetzt, und die provisorische Versehung des medicinisch-chirurgischen Studien-Vicedirectorates dem Professor Regierungsrathe v. Wattmann übertragen wurde, welchem Letzteren nach dem weiteren Inhalte des erwähnten hohen Decretes ausnahmsweise*) gestattet wird, bei der zweiten strengen Prüfung für's Doctorat der Medicin als Gastprüfer zu erscheinen, für dermal von jeder anderweitigen diessfälligen Verfügung abzukommen. Hiedurch erhält der Bericht des k. k. Vicedirectorates vom 29. April l. J. Z. 110 seine Erledigung. (Reg. Erlass vom 6. Juli 1847. Z. 36,804.)

Lamberg m/p.

Rudda m/p.

Beförderungen.

Se. k. k. apost. Majestät haben mit Allerhöchster Entschliessung vom 7. September l. J. die Lehrkanzel der chirurgischen Clinik an der Universität zu Padua dem Primarchirurgen im allgemeinen Krankenhause zu Lodi, Dr. Carl Cotta, allergnädigst zu verleihen geruhet.

Die k. k. vereinigte Hofkanzlei hat die zu Czaslau in Böhmen erledigte Kreisarztensstelle dem Polizei-Bezirksarzte zu Prag, Dr. Vincenz Werner, verliehen.

*) In wie fern nämlich Prof. v. Wattmann nicht Medicinae, sondern Chirurgiae-Doctor ist. (Anmerk. d. Redact.)

4.

Anzeigen medicinischer Werke.

Einige Beobachtungen und Bemerkungen über Gebärmutter-Polypen und deren Ausrottung. Von Dr. Carl Herrich, ausübendem Arzte in Regensburg. Mit einer Abbildung. Regensburg. Verlag von Fr. Pustet. 1846.

»Verwerflichkeit der Abbindung in den meisten und gerade wichtigsten Fällen von Gebärmutter-Polypen, Unzulänglichkeit der bisher üblichen schneidenden Werkzeuge für nicht wenige derselben, daher auch die Nothwendigkeit eines neuen Werkzeuges das im Stande wäre, jene Lücke auszufüllen, diess waren,« des Verf.'s selbst angeführten Worten nach, »die Folgerungen, aus dessen erster Behandlung solchen Übels, und aus der wiederholten Erwägung der dabei sich darbietenden Einzelnheiten;« demnach auch die ihn zur Abfassung vorliegender Schrift bestimmenden Motive. Zu diesem Behufe beginnt derselbe mit einer bündig gefassten geschichtlichen Zusammenstellung der diessfalls in Gebrauch gezogenen Instrumente und Methoden, erwähnt namentlich jener Levret's, als den Anforderungen vom gegenwärtigen Standpuncte der Wissenschaft nicht mehr entsprechend, hebt besonders Osiander, Siebold und Dupuytren, die Vertreter der obgleich ältern Methode der Ausschneidung von Gebärmutter-Polypen, lobend hervor; geht zu jenen Momenten über, die seiner Ansicht nach die Anwendung der Schere theils unmöglich, theils nicht rathsam erscheinen lassen; und schliesst diesen ersten Absatz endlich mit der Aufzählung derjenigen Instrumente, welche von King's Nähring bis auf Colombat's Hysterotom zu solchem Zwecke erfunden wurden, und die er nach dem Grade ihrer Brauchbarkeit in aufsteigender Reihe anführt.

Nachdem Verf. hierauf drei besonders interessante, mit höchst löblicher Genauigkeit gesammelte Beobachtungen aus eigener Erfahrung anreiht, setzt er die Vortheile des von ihm verbesserungsweise erfundenen neuen Instrumentes, seines sogenannten Hohlmessers, mit scharfer Logik auseinander. Hierauf folgt die anatomische Betrachtung der verschiedenen Arten von Gebärmutter-Polypen, so wie die auf ein solches Verhalten basirten Anzeigen oder Gegenanzeigen der einzelnen Verfahrungsweisen.

Schlüsslich ist in einer tabellarisch zusammengestellten Parallele zwischen Unterbindung und Abschneidung überhaupt, so wie zwischen Abschneidung mittelst der bisher üblichen Schere und dem von dem Verf. vorgeschlagenen Hohlmesser, insbesondere letzterem, mit wohl etwas zu parteiischer Vorliebe für die einmal vorgefasste Meinung, das Wort gesprochen. Eine beigegebene Abbildung des Instrumentes in seinen Einzelnheiten sammt den diessfälligen Erklärungen enden dieses Werkchen, dessen Hauptinhalt wenigstens in so lange, als nicht reichhaltigere und vielseitigere Erfahrungen die wahrhaft practische Brauchbarkeit dieser abermaligen Neuerung sanctionirt haben werden, eben der Vorwurf treffen dürfte, welchen der Verf. selbst allen den Eingangs erwähnten, bereits hierauf bezüglichen Erfindungen macht. — Die äussere Ausstattung ist elegant. *Kaudelka.*

Medicinische Bibliographie vom Jahre 1847.

Die hier angeführten Schriften sind bei Braumüller und Seidel (Sparcassegebäude) vorräthig oder können durch dieselben baldigst bezogen werden.

Des Pratiques *vicieuses généralement suivies dans le traitement des maladies articulaires, et des méthodes thérapeutiques qui doivent leur être substituées; par M. A. Bonnet. In-8. d'une feuille ½. Impr. d'Hennuyer, aux Batignolles.*

Kottowitz (Dr. Gust. von), der Curort Gleichenberg mit seinen Heilquellen im Herzogthume Steiermark. gr. 8. (VIII und 144 S.) Wien, *Schmidt & Leo.* Geh. 1 fl. 24 kr.

Pel (Nicol,), *dissertatio medica inauguralis de ulcere noma.* gr. 8. (58 S, mit 1 Lithogr.) *Groningae, (Leer, Prätorius & Seyde.)* Geh. 38 kr.

Praxis, die chirurgische. In einer Reihenfolge der ausgezeichnetsten Abhandlungen und Vorlesungen der berühmtesten Wundärzte Englands und Frankreichs. Herausg. von Dr. Fr. J. Behrend. 5. Lief. gr. 8. (276 S. Schluss des 2. Bds.) Leipzig, *Kollmann.* Geh. 1 fl. 45 kr.

— dieselbe. 1. Bd. A. u. d. T.: Vorlesungen über wichtige Gegenstände der therapeutischen und operativen Chirurgie von B. C. Brodie. Aus dem Engl. gr. 8. (420 S.) Ebend. Geh. 2 fl. 30 kr.

— dieselbe. 2. Bd. A. u. d. T.: Vorlesungen über wichtige Gegenstände der therapeutischen und operativen Chirurgie von C. Hawkins und R. Liston. gr. 8. (622 S.) Ebend. Geh. 3 fl. 45 kr.

Recherches *expérimentales sur l'alimentation des bestiaux, et spécialement des vaches laitières, entreprises par ordre du gouvernement anglais; par M. Robert Dundas Thompson, docteur en médecine, professeur de chimie à l'université de Glascow. Traduites de l'anglais. In-8. de 4 feuilles ½. Imp. de Crugy, à Bordeaux. — À Bordeaux, chez Chaumas; à Paris, chez Mme. Bouchard-Huzard. Prix 2 fr.*

— *sur l'anatomie, la physiologie et la pathologie du système nerveux; par J. Baillarger, médecin de l'hospice de la Salpêtrière, etc. Avec 3 pl. In-8. de 29 feuilles. Impr. de Martinet, à Paris. — À Paris, chez V. Masson.*

Revue *élémentaire de médecine et pharmacie domestiques, ainsi que des sciences accessoires et usuelles mises à la portée de tout le monde. Par F. V. Raspail. Première livraison. 15. juin 1847. In-8. de 3 feuilles. Imp. de Schneider, à Paris. — À Paris, rue des Francs-Bourgeois-Saint-Michel, 5. Prix annuel. 6 fr. Six mois 3 fr.*

Roser (Dr. W.), chirurgisch-anatomisches Vademecum für Studirende und Ärzte. 8. (XII und 190 S.) Stuttgart, *Ebner & Seubert.* Geh. 2 fl. 36 kr.

Sammlung gekrönter Preisschriften des Auslandes. II. Abthlg. u. d. T.: Die Pathologie und Therapie der Scropheln. von Dr. Rob. Mortimer Glover. Aus dem Engl. Mit 1 lith. Taf. gr. 8. (VI und 198 S.) Berlin, *Förstner.* Geh. 1 fl. 30 kr.

Schnaubert (Dr. Herm.), Hydrotherapie oder die Anwendung des kalten Wassers zur Heilung der vorzüglichsten Krankheiten des Menschen. 2. Aufl. 8. (166 S.) Eisenberg, *Schöne.* Geh. 45 kr.

Stilling (Dr. Benedict), Untersuchungen über den Bau und die Verrichtungen des Gehirns. I. Über den Bau des Hirnknotens oder der Varolischen Brücke. Mit 20 Taf. lith. Abbild. und 2 Umrisstaf. A. u. d. T.: *Disquisitiones de structura et functionibus cerebri. I. De structura protuberantiae annularis sive pontis Varolii.* Quer. gr. Fol. (X u. 184 S.) Jena, *Mauke.* Cart. 27 fl. Subscript.-Preis 21 fl.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.